

(Nachdruck verboten.)

8]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Als die Magd sich entfernt hatte, rief Rejer aus:

„Küchenmehl hast Du jedenfalls genug . . . und Erdäpfel . . . und Flachbrot . . . und Rauchfleisch; ob aber Grütze und Schweinefleisch? Es ist schändlich, wie sie Dir alle Schinken weggenommen haben, Mutter!“

„Kannst recht haben, mein Junge!“ Sie fuhr fort, Mehl herauszuholen.

Dann untersuchte er das Faß mit Salzfleisch.

„Schrecklich, wie das wenig geworden ist, Mutter! — Sie haben Dich rein aufgeessen . . . Und nun, wo man es so nötig hätte!“

Die Mutter vermochte es kaum, diese Worte anzuhören.

Die ganze Zeit über hatte sie etwas verwundert seinem Treiben zugeschaut; ihre große Gestalt richtete sich auf und ergeben setzte sie sich auf die Kante der Mehltruhe.

„Ja, Du hast nur allzu recht, Rejer . . . Niemals habe ich diese Vorratskammer anders als voll gesehen; nun aber beginnen für uns andre Zeiten!“ Sie seufzte, als wollte sie das Haus sprengen.

„O, darum Sorge nicht! Es wird noch einen Kampf um Hammernäs geben, ehe der alte Spikbube auf Haarstad drüben den Hof in die Hand bekommt; laß die Vorratskammer also nur austieren, bis auf die vier Wände austieren! Ich gehe mit unserm großen Boot und vielleicht auch mit dem Sechsruderer auf den Heringsfang! Wir rüsten die Leute aus . . . Waten erhält man für Geld oder Anteil geliehen; die hundert Erbhäler von der Ruhme mögen springen!“

Ganz verblüfft sah Frau Juhl ihren Sohn an. Der wie aus Holz geschnitten, große, magere Kopf mit dem über die Haube geknüpften Tuch, dieser starre Kopf brauchte Zeit, um zu begreifen, und einen Moment tappte sie mit ihrem schweren Arm nach rückwärts, um sich auf die Kiste zu stützen, auf welcher sie saß. Endlich, obwohl langsam, ging ihr der Sinn seiner Rede auf und langsam, mit einem verwunderten Blick, schüttelte sie das Haupt, überrascht, wie diese so excentrische Idee in einem Juhl hatte entstehen können.

Ohne sich auf derartig wilde Pläne näher einzulassen, stöhnte sie von neuem, — ihr Seufzen gemahnte an einen alten Holzbau, der in den Jagen nachgab.

„Mein Sohn, Du bist jung . . . so jung!“

„Ich? — Ich bin größer als der Vater! — Und den möchte ich sehen, der mich niederrudert! — Hier auf dem Hof . . . Du meinst wohl Anders, den Großknecht?“

„Ich meine, Du bist noch ein dünnes Rohr, mein Kind!“

„Aber zäh, Mutter . . . zäh wie eine Vorkengerte!“

„Rejer, Rejer . . . Dein Vater blickt herab . . . Was würde er nun gesagt haben, glaubst Du?“

„Daß es schrecklich dumm war, all seine Lebzeit lang die Fahrzeuge stehen und in der Bootschütte faulen zu lassen!“

„Und die Leute in Bygd — wenn sie Dich, seinen einzigen Sohn, die Sitte brechen sehen? . . . Du weißt selbst nicht, was Du sprichst, Rejer! Du, ein junger, unerfahrener Bursche, ein Binnenländer, hinaus aufs Meer, im Winter . . . bei solchem Wetter?“

Und der Sturm rüttelte an der Eingangstür und schleuderte Regenmassen an, als wollte er die Rede der Mutter illustrieren.

„Ich weiß nur, daß wir das Hammernäs sonst verlieren.“

„Deshalb kommst Du doch nicht gleich auf den Mist, Rejer!“

„Du willst mich durchaus auf den Schreibebock beim Lensmann drüben hinauf kriegen!“

„Einmal nach dem Haarstad im Laffjord Lensmann zu werden, — das ist's wohl wert, daß man sich bückt!“

„Ich mich bücken? Nicht eher, als mir das Rückgrat in drei Stücke bricht!“ rief er blaß und ganz außer sich, „und dann nennt man mich wegen das eine Stück Rejer, das zweite Zanfen und das dritte Juhl und schaut nach, ob auch nur eines davon die geringste Krümmung hat!“

Es durchfuhr Madame Juhl; sie kannte diesen Zug um den Mund und die hochgetragene Nase — nur daß diese bei ihrem Manne ganz oben über der Brille und dann gegen die Wangen hinab stets rot wurde. „W“ das sagte ihr, daß ihr junges, dünnes Rohr entschlossen sei, drauf los zu gehen, bis es krachte — und daß sie sich ihm bloß still zu fügen habe.

Die schwere, gebeugte Gestalt, die auf der Mehltruhe saß, seufzte ein drittes Mal und das Vorratshaus schätzte unter dem Seufzer und die Hammernäsöhre wand sich und knackte mit ihren verdrehten Aesten im Südweststurm.

2.

Ohne Zweifel war es etwas beklemmend Wunderbares für Rejer und die Laffjordinge, als sie bis Bommelhus hinaus kamen und dort der Ocean an die Bootsberchanzung schlug — drohend, winterlich grau wie Blei, mit Deiningen, die bis zum halben Mast gingen — und um so mehr beklemmend, als der kurze, düstere Tag zu sinken anfing.

Am Juhlschen Kirchenboote zu zweifeln, dies fiel natürlich keinem der Leute ein, war es doch mit dem Hammer übergegangen und wegen etwaiger Sprünge daheim im Bootshause gegen das Tageslicht gehalten worden. Der breitschultrige, untersekte, krummbeinige Martin Bigeladsen, welcher am ganzen Laffjorder als eine Art Doktor aller alten Fahrzeuge betrachtet wurde und daher den Ruf genoß, ein Seemann zu sein, saß bei den Halsen und meldete die herankommenden Sturzwellen. Der Mann an den Vorschooten machte das Kreuz vor ihnen und schlug mit der Ruderpinne drein.

Das alte, in Hardanger gebaute Kirchenboot mit den ungewöhnlich breiten, dünnen, lecken Borden that seine Pflicht; das von Anno dazumal stammende Raafegel hob und stützte das Vorderende in den Sturzseen und zog wie ein Roh.

Das große fünfdollige*) Kirchenboot mit seiner Reihe neugierig gaffender und glohender Binnenland-Bauerngesichter auf der Ruderbank erweckte Aufsehen, um so mehr, als sie überall anlegten und um den richtigen Weg nach den Fischen fragten. Es gab Gelächter und Spott in Menge über die Laffjordinge, welche „bei jedem Vorsprung zum Probiantsack griffen“ und „Schafffleisch mit Kartoffeln“ nach der Stadt frachteten.

Je weiter sie gegen Rövär hinabkamen, desto größer wurde das Bootgewimmel. Alle hatten sie Eile . . . Gestalten in Leerkleidern, von denen der Regen rieselte, stiegen auf die Wänke und riefen einander von Bord zu Bord von Herings- und Heringsgerüchten zu . . . wo und wie viel Meilen vom Landweg der Hering stand . . . von einzelnen „Heringsstrahlen“, die sich mit Seifischen**) in Udsirefjord gezeigt hatten, daß aber die richtige Walfischjagd noch fehlte . . . wo man das Einstromen des Herings denn erwartete? Ortsnamen wie Fejö, Beabaag, Ferkindstadsör, Brandesund, Stolmen und Udsire schwirren in den Dialekten aller Bygde zwischen Bergen und Stavanger durch die Luft, von den großen, weither kommenden Garn- und Watnebooten und von den kleinen, sechsriemigen Frachtern.

Für Rejer und seine Laffjordinge lag in diesem Treiben etwas Verwirrendes. Es war fast, als hätten sie Branntwein getrunken; es hielt die Mitte zwischen einem Sonntagsmorgen vor der Kirche und einem Markttage, — und all das auf Wellen reitend, so hoch wie die Hügel daheim, zu Häupten umflattert von kreischenden Seebögeln.

Immer hatte er das brausende Tosen der Meeresbrandung neben sich, waren die äußeren Schären besetzt von großen schwarzen Mormoranen, welche gravitatisch in Reih und Glied saßen, sich die Schwimmen trockneten und Ausguck hielten . . . auch nach „Heringsausichten“!

Zwischen den Klippen klagte und schrie die Seeschwalbe; eine oder die andere schwarze Sammetente, ein Polartaucher

*) Die Dollen, Ruderdollen sind eiserne oder hölzerne Gabeln, in welche die Ruder (in der Seemannssprache Riemen genannt) beim Rudern (Rojen) eingelegt werden.

**) Gadus virens oder Gadus Sey (Röhler, Sej, eine Schellfischart) lebt besonders von Herings und dient vielfach der ärmeren Bevölkerung Norwegens als Nahrungsmittel.

stich über die Bogenkämme aufs Meer hinaus; Raubmöwen und Heringsmöwen flogen einzeln und unruhig durch die regenschwere Nebelluft, ein Zeichen, daß sie noch warteten. Aste und Seetauben schwammen hie und da in den Deiningen und tauchten in ihrer vorsichtigen Art unter; auf einem einsamen Stein schaute wachsam der Secadler aus.

Der Lärm der Tausende von Rojedollen nahm zu, als man sich dem Fischerdorf näherte, wo das Volk lag und das Einströmen des Herings abwartete.

Das Getöse wurde betäubend, die Geschwindigkeit stieg, die Boote wetteiferten unter den Ruderschlägen; — es galt, als erster zu den Vertaumungsplätzen zu kommen, sich vor den übrigen in den Hütten droben ein Nachtquartier zu sichern, die Riemen im engen Gedränge der Zufahrt vor dem Gebrochenwerden zu schützen. Jrgend eine öffentliche Aufsicht gab es nicht, Logierschiffe kannte man kaum; jeder schlug sich durch, wie er es vermochte, sicherte sich einen Bootsplatz, wie er es vermochte, jagte so viel Furcht ein, als er es vermochte!

Die Aassfordinge waren zähe Ruderer und dann hatten sie das Bewußtsein, den jungen Zuhl mit zu haben; der bekam schon einen Platz.

Rejer stand mit der Fangleine in der Hand höflich da; — er hatte eine so ziemlich ähnliche Empfindung wie seine Leute; wenn es am Aassfordufer auch von Kirchbooten wimmelte, sobald das Zuhlboot kam, wich man aus.

Der Hafen war gepfropft voll von großen und kleinen Masten und der Strand über und über von Booten besät, — die großen lagen daselbst vor Anker, die kleinen waren hinter ihnen auf die Schären hinaufgezogen.

Zwischen zwei Watnehtbooten und der steinernen Landungsbrücke, die zur Sulzerei hinaufführte, entdeckte Rejer einen prächtigen Platz, den besten im ganzen Hafen . . . merkwürdig, daß er noch nicht eingenommen war!

Sie steuerten dorthin und alle Aassfordinge thaten wie Rejer; sie grüßten artig nach heimatlichem Brauch.

„Glück zum Willkomm! Abscheuliches Wetter das!“

Droben bei der Thür des Pachthauses stand ein junges Mädchen, eine Fischausweiderin, mit einem roten Tuch um den Leib geschlungen, und lachte.

Rejer warf die Leine einigen Leuten auf der Brücke zu. Sie zogen auch wirklich sehr freundschaftlich das Boot zu sich heran; sobald sie aber den Steven erreichen konnten, stießen sie zu seiner Verblüffung mit rohem Gebrüll — einer Mischung von Hohnlächeln und Anholgesang — das Boot an der Brücke vorbei und hinaus gegen die draußen liegende Bootreihe. Hier erhoben sich wie auf einen Zauber Schlag Männer mit Rudern, Stagen*) und Stangen und stuchten und schalten wie Besessene und stießen nur immer weiter hinaus. Von ein paar Jachten hinter ihnen piff und jubelte man, und die Fischmagd in der Pachthaus Thür lachte überlaut.

Da merkte Rejer sich ihr Gesicht!
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Tod.

Von Ernst Preczang.

Es war still, sehr still im Zimmer. Der Lärm der Straße drang nur gedämpft und in abgedrohenen Lauten bis hier herauf. Die weißen Gardinen waren zugezogen; eine freundliche, sanfte Helle breitete sich über die sauberen, einfachen Möbel, über das weiße Bett und das gelbe Gesicht der Kranken.

Am Fenster saß, mit einer Stiderei beschäftigt, die Tochter. Das blonde Haar schimmerte im Licht der niedergehenden Nachmittagssonne. Hin und wieder richtete sich das zarte, blasse Gesicht auf und ängstlich forschend blickten die ermüdeten Augen nach dem Bett der Mutter hinüber. Dann atmete sie tief auf und fuhr in ihrer Arbeit fort.

„Marie!“ Die Kranke versuchte sich aufzurichten; sie fiel kraftlos zurück.

„Wilst Du etwas, Mutter?“ Das junge Mädchen legte schnell die Arbeit beiseite und eilte zum Bett.

„Trinken!“

Die Tochter holte ein Glas frischen Wassers aus der Küche und mischte es mit einigen Tropfen Rotwein. Dann richtete sie die Kranke auf und gab ihr zu trinken. Sie schüttelte die Kopfstiffen zurecht, ordnete sie und ließ den Kopf der Mutter langsam nieder. Dann faßte sie den Puls der Kranken; er schlug sehr unregelmäßig. Wennruhig ließ sie den Blick auf dem eingefallenen Antlitz ruhen.

*) Stag ist ein starkes Tau zum Befestigen der Masten und Stangen.

„Marie!“ Die Kranke versuchte die Augen zu öffnen; aber nur wenig hoben sich die Lider.

„Mutter?“

„Was ist heut für'n Tag?“

„Sonntag.“

„Du hast gearbeitet?“ Dabei wandten sich die halbgeöffneten Augen mit einer mühsamen Drehung des Kopfes nach dem Fenster.

„Ja, Mutter.“

„Bist wohl sehr müde, mein Kind?“

„Ach — nein, Mutter.“

„Doch. Mußt ja sein. Hast die ganze Nacht wieder bei mir am Bett gesessen und dabei fast immer gearbeitet. Sollst doch nicht. Kann doch nicht viel sprechen, wenn ich auch wach bin. Kann nicht richtig schlafen und bin doch so müde, so fürchtbar müde . . . Aber bald, bald kam ich schlafen, immerzu schlafen, immerzu! Und wach gar nicht wieder auf. Wie schön!“

„Nicht doch, Mutter.“

„Er kommt, Marie, er kommt.“

Sie phantasiert, dachte die Tochter. „Wer kommt, Mutter?“

„Wer?“ Die Kranke riß die Augen auf. „Wer, fragst Du? Wer? . . . Der Tod! Wer sonst?“

„Nicht so sprechen, Mutter.“ Sie schlüchzte fast die Worte. „Es wird ja alles wieder gut.“

Die Mutter schüttelte energisch verneinend den Kopf: „Nein. Nicht! Wird nie wieder! — Soll auch nicht.“

Marie versuchte vergeblich sich zu beherrschen. Hestig weinend legte sie ihre feuchten Wangen an die der Mutter und flüßte diese: „Nicht sterben, Mutter, nicht sterben!“

„Du weinst?“ Die Kranke streichelte ihr zärtlich das blasse Gesicht: „Mein liebes, liebes Kind! Mußt nicht weinen! Nicht weinen! Ich sterbe ja so gern, so sehr gern.“

Nur noch heftiger schluchzend ließ sich die Tochter auf einen Stuhl am Bett nieder und ergriff die mageren, faltigen Händchen der Kranken.

„Nicht weinen, Marie. Es kommt ja für jeden mal. Hab' lange, lange darauf gewartet: auf Ruhe! Lange, lange schon!“ Die Augen irren unruhig ins Leere und blieben dann fiarr auf einem Punkt an der gegenüber liegenden Wand haften. „Ja. Vor Jahren schon! Und fand keine Ruhe. Nie! Nirgends. Bin immer gejagt und gebeht worden.“ Die rechte Hand befreite sich aus den Händen der Tochter und wies zitternd nach einem Punkt an der Wand: „Siehst Du's? Dort. Dort ziehen lauter Bilder vorüber. Bilder über Bilder! Welche Menge! Welche Menge! Und überall bin ich drauf, überall. Erst bin ich noch ganz klein, ach so klein. Laufe Vatern auf'm Hof entgegen. Hat so'n schmutzig's Gesicht. Kommt von Arbeit. Da, da, siehst Du? Ich helf' Müttern waschen. Bin wohl erst zehn Jahre und kann schon plätten. Da! Immer älter, immer älter! Muß immer waschen und plätten. Et! wie schön. Sind draußen im Wald, überall ist Sonne. Ach, so hell ist's und freundlich. Wir sind so vergnügt! Da kommt ja auch Friedrich. Tanz mit mir. Küßt mich und sagt: „Wie Du mir gefällst!“ Ja, bin ziemlich hübsch. Und da ist die Hochzeit! Hörst Du die Musik? Horch!“ Die Kranke summt kaum hörbar vor sich hin: Wir winden Dir den Jungferntanz mit weißblauer Seide. . . .

Angstvoll lauscht die Tochter den Phantasien der Kranken. Diese hat wie in schwerer Ermüdung die Augen fest geschlossen. Allmählich öffnen sie sich wieder; wieder haffet der Blick auf derselben Stelle: „Da kommst Du, Marie. „Wie niedlich“, sagen sie alle. So zierlich, ach so zierlich! „Das Püppchen“, sagen sie. Und dann der Willi. Ach, der arme Willi! Ist so klein, so klein und liegt schon im Sarg. „Friedrich!“ Die Kranke schrie es fast; heftige Bewegungen vollführten die Hände, und die Augen dehnten sich wie im Schreden: „Da, Friedrich, Mann! — auch tot. Auch im Sarg. Auch in —“

Ein heftiges Zittern, eine eigentümliche Bewegung hatte das Gesicht der Kranken ergriffen; es vibrierte wie in heftigem Weinen, aber keine Thräne drängte sich aus den Augen.

„Mutter! Mutter!“ Marie schluchzte und schrie und legte ihr feuchtes Gesicht wieder an die faltigen, trockenen Wangen der Mutter, sie mit Thränen überströmend. Die Kranke hatte die mageren Arme um den Hals der Tochter geschlungen und drückte diese fest an sich: „Wein' doch nicht, Mariechen, wein' doch nicht!“

„Mutter, ich fürchte mich!“

„Mußt Dich nicht fürchten! Nicht fürchten, Marie. Wovor dem? Ich sterb' ja so gern!“

„Der Tod ist schrecklich! Wie häßlich er ist! Mutter, ich seh' ihn!“

Die Mutter schüttelte wieder energisch den Kopf. „Siehst ihn nicht, Mariechen; kommst ihn nicht sehen. Der Tod ist gut. Ein lieber, freundlicher Mann mit weißem Bart. Dort steht er!“ Sie erhob die Hand ein wenig. „Ach! Ist ja Vater! Vater! Gar nicht mehr so streng wie früher. So freundlich und hübsch. Komm, Tochter! sagt er: Hast genug gewaschen und geplättet. Darfst ausruh'n. Sollst gesund werden und nicht mehr leiden. Und sollst nicht mehr weinen, wenn die andern schlafen. Weinen, sagt er. Weinen? Hat ja keiner gesehen, Vater. Gab's ja heimlich gethan. Hat' auch keine Zeit am Tag. Keine Zeit zum Kranksein. Sind immer nachts gekommen, die Sorgen und Schmerzen. Waren immer bei mir, lange, lange. Haben mich geheht die Jahre hindurch. Keiner hat's gesehen. Keiner hat gesagt: Mutter, wie mußt' Dich quälen. Keiner! War immer allein, immer, immer allein!“

„Ich war doch immer bei Dir, Mutter.“
Die Kranke hielt den Blick auf die Wand gerichtet: „Du? Ja, Mariechen. Du warst bei mir. Warst mein gutes Kind. Hast's aber auch nicht gesehen. Du auch nicht. Weißt noch nicht, was es heißt: Mutter sein. Wissen alle Kinder nicht eher, als bis sie selbst Eltern werden. Sind jung und denken nur an sich.“

„Hab' ich Dich gekränkt, Mutter? Dann verzeih's mir.“
„Hab' nichts zu verzeihen. Ist ja unser Los, Mutterlos, zu leiden. Zu arbeiten und zu leiden — für seine Kinder. Wir's wohl selber erfahren — später. Laß Dir's nicht merken, Marie. Braucht keiner wissen. Dürfen nicht murren. Wenn's zu viel wird, hört's von selber auf. Dann bricht's plötzlich zusammen, das Leben: Leib und Seele. Dann giebt's noch einen Kampf: man will sich nicht unterkriegen lassen. Aber 's nützt endlich nichts mehr. Die Kraft ist alle, man ist fertig. Dann liegt man und liegt, wochenlang — Monate. Und das letzte bißchen will nicht sterben, will nicht nachgeben, wehrt und wehrt sich. Und man wird so müde, so müde, immer müder. Und hat bloß noch einen Gedanken: Erlösung! Marie, Erlösung!“

Die Kranke schloß, tief erschöpft, die Augen.

Marie fühlte ein heftiges Weh, eine brennende, schmerzende Krankigkeit in der Brust. Wie ein Gefühl der Schuld lastete es auf ihr. Sie hatte die Mutter nicht gekannt, empfand sie, hatte die heimliche Sorge nicht gesehen. Als selbstverständlich hatte sie hingegenommen, wofür sie — das fühlte sie jetzt — der Mutter täglich hätte danken müssen. Und vor ihr stieg jenes Leben auf, das nun am Ende seiner Bahn war, das nur mit den letzten Resten der übrig gebliebenen Kraft sich noch gegen das völlige Sterben wehrte. Und sie sah plötzlich, wie die Mutter schon seit Jahren mit der Krankheit gekämpft hatte. Deutlich erschienen vor ihrem inneren Bild die Bilder des Leidens, von den ersten Anzeichen bis dahin, da die Mutter zusammenbrach. Und dazwischen die stets sich wiederholende Erinnerung: wie die Mutter am Waschtisch oder am Plättbrett stand. So lange sie denken konnte. Was war denn dies ganze eintönige Leben gewesen, in dessen Tagesstunden sich die Arbeit mit der Sorge, die larme Ruhe der Nacht sich mit den Leiden teilte? Marie preßte die Hände gegen die hämmernden Schläfen, aber sie vermochte nicht den auf sie einstürmenden Fragen auszuweichen, die ihren Geist, ihre ganze Empfindung in Aufruhr brachten.

„Bist Du da, Marie?“ Die Kranke regte sich wieder und ließ unter den kaum geöffneten Augenlidern den ausdruckslosen Blick auf der Tochter haften.

„Ja, Mutter.“ Das Mädchen beugte den Kopf dicht auf den Mund der Kranken.

„Sag' ihm, er soll's schnell machen, der alte gute Mann . . . Glaub's nicht, Marie, wenn sie sagen, der Tod sei schrecklich und häßlich . . . Die Menschen haben ihn nur dazu gemacht, weil sie ihn nicht kennen. Da ist er wieder. „Komm' Tochter! sagt er wieder freundlich und giebt mir die Hand. „Ja, ich komme. Schlafen will ich, schlafen, schlafen! Gutnacht, meine Tochter. Es ist schon dunkel. Gutnacht, Mariechen . . . Schlafen! Schlafen!“

Angstlich starrt die Tochter auf das Antlitz der Mutter. Die Augenlider hatten sich fest geschlossen und der Atem ging tief wie in schwerem Schummer.

Leise erhob sich Marie und trat zum Fenster; sie lehnte die Stirn an die kühlenden Scheiben und blickte hinab auf das bunte Straßengerümpel des Sonntages. In Feiertagskleidung schlenderten die fröhlich gestimmten Menschen dahin. Ab und zu zog ein singender Trupp junger Leute vorbei. Es mußte wohl schon Frühling sein: helle Mädchenhüte und leichte Gewänder tauchten hin und wieder aus der Menge der Vorübergehenden auf.

Plötzlich wandte Marie sich um; es war ihr, als habe sie einen Schrei gehört. Sie trat zum Bett; die Kranke atmete tief wie vorher. Das Mädchen blickte erschrocken auf die Mutter; es sahien, als seien Wangen und Schläfen eingefallener als noch vor wenigen Minuten. Marie spannte alle Sinne an; sie konnte nicht von der Empfindung frei werden, als sei überhaupt eine seltsame Veränderung mit der Kranken vor sich gegangen. Jeder Atemzug wurde von einem hohlen Röcheln begleitet. Der Puls setzte hin und wieder aus. „Mutter!“ Leise, ängstlich rief das Mädchen.

Eine leichte Kopfbewegung, ein feiner, unwilliger Zug im Gesicht, kaum merklich, war die Antwort der Kranken.

Das Röcheln schien sich zu vertiefen. Immer länger wurden die Pausen, immer unregelmäßiger die Atemzüge.

Marie hatte die Hand der Mutter gefaßt und blickte lange selbstvergessen auf die eigenartig und leicht bewegten Züge der Kranken. Die Lippen bewegten sich leise; sie brachten keinen Ton mehr hervor.

Wie schwer doch das Sterben war! Oft sahien's der am Bette Sitzenden, als sei das Leben erloschen, aber immer wieder hob sich der Atem, setzte der Puls noch einmal schwer ein. . . Dann wieder folgte ein schwacher, seufzender Schrei. . . Ein rollender, dumpfer Ton, ein heftiger Atemzug, ein zuckender Pulsschlag. . .

Dann wurde es still, ganz still.

„Mutter?“

Marie sah wie gebannt und sah auf das Antlitz der Mutter, minutenlang. Dann sah sie, wie es sich allmählich glättete; ein feiner, zarter Ton überhauchte es; das Strenge, Starre und Krankhafte wich mehr und mehr aus den Zügen, und eine unendlich milde, freundliche Weichheit breitete sich darin aus.

Marie fühlte sich plötzlich von jeder Angst befreit. Immer ruhiger, immer friedlicher ward ihr zu Mute. Sie fühlte nicht, daß sie weinte, daß Thräne auf Thräne niederrann und auf die schmalen, weißen Hände der Mutter fiel.

„Mutter?“ Leise, wie zu einer Heiligen, beugte sich ihr Mund auf die reine, faltlose Stirn. „Bist Du erlöst, Mutter?“

Auf dem weißen, fast heiteren Gesicht schwebte es wie ein Lächeln.

Marie richtete sich auf, ging zum Fenster und öffnete es. Ein frischer Luftzug, der erste Hauch des eben erwachten Frühling, wehte herein, und der breite rote Schimmer der dort drüben hinter dem Giebel versinkenden Sonne flutete ihm nach und vergoldete das Sterbezimmer.

Wie ein großer, alles umfassender Friede breitete sich's darin aus.

Die grügenden Topfblumen auf dem Fensterbrett hatten erst eine einzige Blüte getrieben, eine große, rote Erstlingsblüte. Marie pflichtete sie, legte sie sanft auf die Brust der Toten und flüsterte: „Wie schön Du bist, Mutter! Wie schön!“

Kleines Feuilleton.

e. Revision.

Die Ingenieure wollen sich überzeugen, ob die Bahnstrecke sich in gutem Zustande befindet. (Blättermeldung.)

Der Ingenieur: „Aber sagen Sie mir doch . . . ich hatte das zuerst gar nicht bemerkt . . . Die Strecke befindet sich ja in einem trostlosen Zustande.“

Der Bezirkschef: „Wem sagen Sie das? Schon seit fünfzehn Jahren schreie ich, so laut ich kann, nach einem Ingenieur.“

Der Ingenieur: „Und dort sehe ich eine Weiche, die thörichter Weise halb geöffnet ist . . .“

Der Bezirkschef: „Ganz thörichter Weise. Hier können ja dreißig Züge pro Tag entgleisen!“

Der Ingenieur: „Und was die Kiesbettung betrifft . . .“

Der Chef: „Sprechen wir nicht von der Kiesbettung, Herr Ingenieur. Sie ist ganz vernachlässigt.“

Der Ingenieur: „Diese beiden Schwellen . . .“

Der Chef: „Ach, die Schwellen! Verfault . . . verfault wie alte Kessel.“

Der Ingenieur: „Und, um Himmelswillen, wie ist es denn mit dieser zusammenbrechenden Brücke? Ueber diese Brücke fahren die Züge?“

Der Chef: „Mein Gott, ja, da sie doch von dem einen Ufer zum andren gelangen wollen . . .“

Der Ingenieur: „Und da giebt es nicht noch mehr Unglücksfälle?“

Der Chef: „Diese Frage lege ich mir schon seit fünfzehn Jahren vor, Herr Ingenieur.“

Der Ingenieur: „Jetzt werden wir aber schleunigst Abhilfe schaffen . . .“

Der Chef: „Endlich!“

Der Ingenieur: „Majestät kann unmöglich über diese Minen fahren . . .“

Der Chef: „Majestät? . . .“

Der Ingenieur: „Na ja . . . der Zar . . .“

Der Chef: „Aber der Zar kommt ja hier gar nicht durch. . . Er fährt über Lille und Cambrai, nicht über Longuean und Montdidier. . .“

Der Ingenieur: „Wissen Sie das genau?“

Der Chef: „Ich kann darauf schwören.“

Der Ingenieur: „Ach! . . . Dann ist alles gut! . . . Lassen wir nur alles so wie es ist. . .“

Der Chef: „Aber die Weiche? . . .“

Der Ingenieur: „Was finden Sie denn an der Weiche zu tadeln?“

Der Chef: „Die Kiesbettung?“

Der Ingenieur: „Genügt vollständig.“

Der Chef: „Die Brücke . . .“

Der Ingenieur: „Die Brücke? . . . Sagten Sie nicht selbst, daß die Züge schon seit fünfzehn Jahren mit Leichtigkeit darüber hinwegfahren? . . . Weshalb wollen Sie also von heute auf morgen . . .?“

Der Chef: „Ich will gar nichts . . .“

Der Ingenieur (sehr trocken): „Ich bitte Sie also, nur kein unnützer Eifer . . . Wenn uns eines Tages ein Monarch die Ehre erweist, zwischen Longuean und Montdidier zu fahren, werden wir schon sehen, was zu machen ist.“

(„Figaro.“)

Sprachwissenschaft.

— Die Interjektion des Riesens. Im neuesten Heft der „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten“ hat Philipp Lenz 52 Formen der Interjektion des Riesens zusammengestellt und er ist durch Vergleichung der verschiedenen Formen derselben zu recht interessanten Ergebnissen gelangt. Die 52 Formen, von denen die bekanntesten etwa lauten: hahsi, hazi, iki, hupchi, age, azi, hapschi und pschi (die beiden letzten sind Berliner Formen), epsi, hatschaa, atsch usw. haben als Herkunftsort die verschiedenen Gegenden Deutschlands, die Schweiz, Frankreich, England, Reuginaea, Brasilien, Aesthien und das Reich

Burn in Afrika. Die Ergebnisse der Vergleichung sind nun folgende: In vielen Sprachen und Mundarten, auch in solchen, die unter sich nicht verwandt sind, giebt es Interjektionen zur Bezeichnung des Niefens, die bei aller Verschiedenheit in Einzelheiten doch in wesentlichen Punkten eine auffallende Ähnlichkeit zeigen. Die Ähnlichkeit kann nur darauf beruhen, daß diese Interjektion die schallnachahmende Bezeichnung eines physiologischen Vorgangs darstellt, der bei allen Menschen derselbe ist. Die einzelnen Stufen des Vorgangs sind folgende: 1. die Inspiration wird durch ein *m* und einen Vokal von meist tiefer Jungenlage (a oder e) bezeichnet; 2. der Mundverschluß durch einen Verschlußlaut, gewöhnlich *t*; 3. die Expiration durch ein *s*; 4. die Klangfarbe der Expiration durch Vokale von hoher Jungenlage am häufigsten durch *i*. Die Inspiration, den Mundverschluß und die Klangfarbe läßt die Sprache zuweilen unbezeichnet, nie dagegen die Expiration. Im Anschluß daran sei noch an die scherzhafte Etymologie erinnert, die ein Franzose von dem englischen Namen „Gutchinson“ gegeben haben soll. Er meinte, ein Pate müsse einst auf die Frage nach dem Namen des Täuflings geniest haben, der Geistliche habe aber das Niesen für den Namen genommen und das Kind auf den Namen „Gutchinson“ getauft. —

Aus dem Tierleben.

— Zu Gunsten des Fuchses hat kürzlich Fr. Veller in der „Ill. Edw. Jg.“ das Wort ergriffen. Es ist leider eine Thatsache, schreibt er, daß jedes Wort, das unsrem Monsieur Neinde gegönnt wird, dahin geht, den Kerl so schlecht als möglich zu machen, noch nie war ein Artikel zu finden, der den Fuchs verteidigte oder in Schutz nahm. Man liest immer von dem Schaden, den er anrichtet, vom Nutzen wird nie etwas erwähnt, trotzdem dieser nicht ganz zu übersehen ist. Ich gebe gern zu, daß er dem Jäger dadurch Schaden kann, daß er hier und da einen Hasen oder auch einmal ein verkrüppeltes Reh abfängt, dem Bauern, indem er ihm ein Huhn oder eine Gans aus dem Stalle holt; daß aber der Fuchs ein ausgezeichnetes Mäusefänger ist, das scheinen die Jäger nicht zu beachten, obwohl man häufig genug lesen kann, er würde während dieser Beschäftigung geschossen. Ist aber ein Mäusejahr ausgebrochen, und man weiß sich nicht mehr zu helfen und zu raten, Tausende von Mark Schaden sind angerichtet: dann ist die Not groß. Kein Vergiften will helfen, weil das Gift schließlich nicht mehr genommen oder weil einseitig vorgegangen wird. Da wird gemurmelt und gehadert. Dem läßt sich dadurch vorbeugen, daß man die natürlichen Feinde der Mäuse mehr schont; die werden dafür sorgen, daß sie nicht zu sehr überhand nehmen. Zu diesen natürlichen Feinden gehören: 1. der Fuchs, 2. die Nachtraubvögel. Diejenigen Aeder, welche in der Nähe eines Waldes liegen, in welchem Füchse hausen, werden von Mäusen nie heimgesucht sein, auf Stunden im Umkreise säubert er sein Revier. Wer schon Gelegenheit hatte, den Fuchs beim Mäusefangen zu beobachten, namentlich in der Zeit, während er Junge hat, — nicht eine, sondern zehn und noch mehr schleppt er auf einmal in den Bau, — der fragt sich unwillkürlich, warum wird er nicht mehr geschont? Von Schonzeit will ich gar nicht reden, aber zu welchen Mitteln greift man, um ihn unschädlich zu machen? Die Schußwaffe spielt noch die geringste Rolle, mit Fallen und Gift sucht man ihn auszurotten. Im Interesse der Landwirtschaft und Volkswirtschaft ist es eine große Beeinträchtigung, daß so rücksichtslos gegen ihn vorgegangen wird. —

Technisches.

— Das Trocknen der Pflanzen. Ueber seine Veruche, Pflanzen in den natürlichen Farben zu trocknen, berichtet nach der „Techn. Rundsch.“, Mansier in den Berichten der „Soc. roy. de Pharm. de Brüg.“. Versucht ein zu lebhaftes Licht eine Entfärbung der zarten Blütensfarben, so liegt hierfür auch noch eine andre Ursache zu Grunde, als die früher bekannten. Viel Pflanzen enthalten in ihren Blättern oder Blüten einen farblosen, aber zur Bildung eines Farbstoffes befähigten Körper, ein Chromogen; es muß daher während des Trocknens durch eine zu schnelle Verdampfung der wässerigen Säfte ein Zerreißen der Zellen vermieden werden. Ohne diese Vorsicht wird durch den Einfluß des Sauerstoffs eine gefärbte Substanz erzeugt, welche die natürlichen Farben, die man zu erhalten sucht, zerstört. Man beobachtet im Herbst an den abgefallenen Blättern der Bäume, sowie an den einjährigen Pflanzen, die vertrocknet sind, weder die schöne Färbung der Blumen, noch die schöne grüne Farbe der Blätter. Alles ist gelb oder braun. Diese Gleichartigkeit der Färbung rührt jedenfalls von der Zerreißen der inneren Zellen her, welche durch die plötzlichen Wärme-Unterschiede des Tages und der Nacht unter Mithilfe des Thaues und Regens herbeigeführt wird. Nun hat man in den Pflanzen neuerdings Fermente aufgefunden, die eine oxydierende Wirkung ausüben, sogenannte Oxydase. Mansier versuchte, diese oxydierende Kraft zu zerstören, indem er die Pflanzen durch einige Minuten einer hohen Temperatur aussetzte, wonach man vielleicht durch vollständiges Verdampfen des Vegetationswassers, bei gelinder Wärme, ein gutes Resultat hätte erhoffen können, er erhielt aber auf diese Weise schlechte Resultate. Die Oxydase ist äußerst widerstandsfähig; Kartoffelschnitten wurden durch zwei Stunden einer Temperatur von 60 Grad ausgesetzt, ohne daß die Wirkung des Fermentes aufgehoben wurde. Eine solche andauernde Erwärmung der Vegeta-

bilien würde denselben alle flüchtigen Stoffe entziehen, wie auch bei einer Temperatur von 60 Grad eine Zerreißen der Zellen immer stattfindet, was an der Menge der Ausschüttung, wie an der Färbung der auf diese Weise behandelten Pflanze erkenntlich ist.

Es ist daher das Trocknen der Pflanzen nicht durch Wärme, sondern bloß durch die Passage eines Stromes trodener Luft durchzuführen. Das Pflücken der Pflanzen sollte bei einer 12—15 Grad nicht übersteigenden Temperatur vorgenommen werden, d. h. nur früh und abends. Die gesammelten Pflanzen bringt man in den Trockenraum. Wird die Temperatur von 15 Grad nicht überschritten und kann die Luft leicht erneuert werden, so erhält man immer in lautmännischer Hinsicht schöne Produkte, deren aktive Bestandteile nicht durch Oxydase verändert wurden. Das Trocknen muß so lange fortgesetzt werden, bis die Vegetabilien keine Feuchtigkeit mehr verlieren, wobei das Oxyferment, obwohl alle Eigenschaften behaltend, nicht mehr Gelegenheit zur Einwirkung besitzt. Da alle Zellen getrocknet sind, ohne daß eine Zerreißen stattgefunden hat, so braucht man auch für die gute Konservierung der Pflanzen nichts zu fürchten. Für den Drogenhandel sind derartige Untersuchungen von großem Interesse. —

Humoristisches.

— Unverhoffte Wirkung. A.: „Ist das Haarfärben denn thätlich so gefährlich, wie die Ärzte sagen?“
B.: „Na und ob! Mein alter Onkel z. B. färbte sich einst seine Haare, und in Zeit von zwei Monaten war er an eine Witwe mit vier jungen Töchtern verheiratet. —“
— Ein neuer Sayteil. Personen: Vater, Tochter (8 J.), Sohn (4 J.).
Die Tochter soll für die Schule Sätze mit Subjekt, Prädikat und Objekt bilden und fragt, nachdem sie den Satz: „Der Vater schlägt das Kind“ konstruiert: „Wen oder was schlägt der Vater?“
Antwort: „Das Kind.“ Vater: „Na, was ist das für ein Sayteil?“
Tochter — schweigt. Sohn (aus dem Schatze seiner Erfahrung): „Das Hinterteil!“ —
— Femininum. Lehrer (in der Dorfschule): „Was versteht man unter einer Landratte?“
Jochen: „De Frau von den Herrn Landrat.“ —
(Jugend.)

Notizen.

— Im Verlage der „Sächsischen Arbeiter-Zeitung“ wird Ende Oktober ein kleiner Band von Märchen für die reifere Jugend herauskommen. Diesem Bande sollen weitere folgen und andre Unternehmungen sich angliedern, wenn der Erfolg nicht ausbleibt.
— Multatuli's „Max Havelaar“ in der Uebersetzung von Wilhelm Spohr ist soeben in zweiter Auflage bei J. C. C. Bruns in Minden i. W. erschienen. —
— Der verstorbene Musikverleger Friedrich Simrod hat Mozarts eigenhändig geschriebene Partitur zur „Hochzeit des Figaro“ testamentarisch der königlichen Bibliothek in Berlin als Eigentum überwiesen. —
— Der Streit Klinger-Gehger erhält ein Nachspiel. Professor Gehger hat einen Berliner Rechtsanwalt beauftragt, gegen Klinger eine Klage wegen Verleumdung anhängig zu machen. —
— Fr. Staffens Bilderklus „Götter“, der vor einigen Tagen in Hannover polizeilich beschlagnahmt worden war, ist wieder freigegeben worden. —
— Der Nobel-Fonds, dessen Zinsen in diesem Jahre zum erstenmal in fünf Preisen verteilt werden, bezifferte sich am 31. Dezember 1900 auf 31 225 000 skandinavische Kronen. Von der Erbschaft sind an Steuer 3 170 000 Kronen entrichtet worden, davon an die schwedische Staatskasse 2 356 000, an England, Frankreich und Italien 814 000 Kronen. —
— Ueber das Tränken der Pferde mit Wein wird der „Köln. Ztg.“ aus Oporto geschrieben, daß es in ganz Portugal und besonders im Norden seit unentlichen Zeiten allgemein eingeführter Gebrauch ist, Pferden und Maultieren, namentlich den hart arbeitenden Tieren, immer dann „Weinsuppe“ zu verabreichen, wenn ein langer Aufenthalt zu vollständiger Entschirrung und Fütterung nicht möglich ist. Die Suppe besteht aus Broden von Mais- oder Roggenbrot mit 1/2 Liter Wein für jedes Tier. —
— In einem von der „Church Missionary Society“ jüngst herausgegebenen Buch wird folgender Anspruch des japanischen Ministerpräsidenten Marquis Ito verzeichnet: „Was mich betrifft, so betrachte ich die Religion als völlig unnütz für das Leben einer Nation. Ich betrachte den in Japan fast allgemein herrschenden Atheismus als einen Beweis dafür, daß bei uns die Wissenschaft über den Aberglauben gesiegt hat. Sind denn Buddhismus und Christentum etwas andres als Aberglaube, und sind sie nicht für ein Volk weit eher eine Quelle der Schwäche als der Kraft?“ —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 15. September.